



Bischof Dr. Dr. h.c. Wolfgang Huber

Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

Sperrfrist: Sonntag, 25. Oktober 2009, 11:30 Uhr

Es gilt das gesprochene Wort!

„Ich singe dir mit Herz und Mund“

**Bericht des Rates der EKD an die Synode
Mündlicher Teil (Teil A)**

EKD-Synode in Ulm / 25. Oktober 2009

(1) Hier stehe ich nun, und es wäre unzutreffend zu sagen, ich könnte nicht anders. Vielmehr sind es höchst gegensätzliche Gefühle, mit denen ich heute vor Sie trete.

Ich weiß, Sie erwarten von mir eine Art von Bilanz nach sechs Jahren gemeinsamer Arbeit in diesem Rat der EKD, in dem ich mit anderen zusammen zwölf Jahre Mitglied war und dem Peter Hahne als einziger von uns achtzehn Jahre angehörte. Doch die letzten Wochen waren gar nicht zu einem Resümee angetan; sie waren vielmehr ganz und gar davon bestimmt, dass die Arbeit in der EKD mit hoher Intensität weiter geht. Nicht nur die Zukunftswerkstatt in Kassel hat das markant unterstrichen; sondern auch die Veröffentlichungen der letzten Wochen mitsamt denen, die noch ausstehen, haben das deutlich gezeigt. Keine Zeit für eine Bilanz, sondern eher dafür, den Staffelstab fröhlich und zuversichtlich in andere Hände weiterzugeben.

Unterschiedliche Gefühle bewegen mich, wenn ich auf das schaue, was wir in der Gemeinschaft von Synode und Kirchenkonferenz, Rat und Kirchenamt der EKD, Kammern und Kommissionen, ad-hoc-Gruppen, Beiräten und Steuerungsgruppe bewegen konnten. Kein Abschied ohne Wehmut. Aber größer ist die Dankbarkeit. Ich denke an die vielen Menschen, die sich für die gemeinsame Aufgabe eingesetzt haben: das Evangelium zum Leuchten zu bringen, der Kirche eine einladende Gestalt zu geben, die christliche Stimme in der Öffentlichkeit hören zu lassen.

Ich kann unmöglich die Namen all derer nennen, denen in diesem Zusammenhang mein persönlicher Dank gilt. Aber ich nenne wenigstens meine engsten persönlichen Mitarbeiter: in Hannover Christoph Vogel, Uta Andrée und Christa Nikoleit, und in Berlin insbesondere Martin Vogel, Birgit Rudolph und Dirk Schneider. Ich wiederhole den Dank, den ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Kirchenamts der EKD schon ausgesprochen habe. Ich bezeuge, dass wir im Rat der EKD ein beglückendes Miteinander erlebt haben. Und ich danke insbesondere meiner Frau für alle Gemeinschaft und Unterstützung gerade in diesen Jahren.

Dankbar und erleichtert bin ich darüber, dass der Reformprozess zu sichtbaren Ergebnissen geführt hat. Er hat in unserer Kirche einen unverwechselbaren Ort; viele tragen dazu bei, dass wir eine Kirche im Aufbruch sind. Die „Kirche der Freiheit“ nimmt in Gemeinden, kirchlichen Regionen und Landeskirchen Gestalt an. Bewährtes wird dabei bewahrt; Neues wird versucht – und es gelingt. Dafür haben wir während der Zukunftswerkstatt in Kassel einhundert Beispiele gesehen. Wir wissen: Es gibt viel mehr.

In der Öffentlichkeit findet die Stimme der Evangelischen Kirche Gehör. Wir haben uns eingebracht; Menschen in Politik und Wirtschaft, in Sport, Medien und vielen anderen Bereichen der Gesellschaft reagieren darauf positiv. Der kulturelle Beitrag unserer Kirche wird deutlicher wahrgenommen und erkennbarer gewürdigt als in früheren Jahren; da kommt Freude auf.

Ohne Wenn und Aber stehen wir als Kirche auf der Seite von Menschen, die unter Armut oder Armutsrisiko leiden. Aber für Gerechtigkeit und Solidarität wollen wir auch diejenigen gewinnen, die stärkere Schultern haben und in ihrer beruflichen Verantwortung etwas bewegen können. Deshalb wenden wir uns an die Menschen in und außerhalb unserer Kirche, die in Verantwortungsberufen und verantwortlichen Positionen den Weg in die Zukunft maßgeblich mitgestalten. Ich bin dankbar dafür, dass wir damit Resonanz finden.

(2) Die Fülle der Themen, denen sich der Rat der EKD zuzuwenden hatte, erreichte in den Monaten seit der letzten Synodaltagung im Mai in Würzburg noch einmal einen Höhepunkt. Viele Kammern und Kommissionen der EKD brachten wichtige Arbeitsvorhaben zum Abschluss. „Mehr als ein EKD-Text pro Woche geht nicht“, mussten wir schließlich einsehen. So überlassen wir eine Reihe von Texten, deren Beratung abgeschlossen ist, dem neuen Rat der EKD zur Veröffentlichung. Er wird daran, so hoffen wir, seine Freude haben.

Wir selbst sind in der Weite der Themen, mit denen wir die Öffentlichkeit befasst haben, am Ende auf unser Ureigenstes zurückgekommen. Der letzte Text, den dieser Rat veröffentlicht hat, ist eine Orientierungshilfe zum Thema des Gottesdienstes. Den Orientierungshilfen zu den Sakramenten Abendmahl und Taufe haben wir einen ebenso grundlegenden wie praktisch ausgerichteten Text zum Gottesdienst folgen lassen. Wir wollen damit unterstreichen: Die gemeinsame Arbeit in der EKD hat an geistlicher Tiefe gewonnen; sie orientiert sich an dem Geschehen, das den Pulsschlag des christlichen Lebens ausmacht: dem Gottesdienst – dem Teilhaben an Gottes Wort in Predigt und Sakrament, der Antwort auf Gottes Anrede in Gebet und Lobgesang.

„Der Gottesdienst“ – so schlicht heißt der Schlusspunkt der Arbeit des Rates der EKD in der nun zu Ende gehenden Periode. Weil wir damit beim Pulsschlag des christlichen Lebens sind, möchte ich den Rückblick, in den wir nun gemeinsam eintreten, an Hand von Stationen des Gottesdienstes gliedern. Dadurch will ich auch verdeutlichen, dass die Ausstrahlung der Evangelischen Kirche in die Öffentlichkeit immer wieder von der Überzeugungskraft und Klarheit des verkündigten und gefeierten Glaubens ausgeht.

An Hand dieser Stationen will ich einige Akzente setzen, die über den schriftlichen Teil des Ratsberichts hinausgehen. Diesen schriftlichen Berichtsteil bringe ich dabei zugleich in die Synodalberatungen ein.

I. Ankommen

(3) Gelingen oder Scheitern, Eröffnen oder Verschließen einer positiven Gottesdienst Erfahrung – das alles steht und fällt mit dem Ankommen. Das erste Gefühl beim Eintreten in eine Kirche bestimmt die innere Haltung, mit der jemand die vor ihm liegende Stunde erleben wird. Das gilt gerade für Menschen, die es nach langer Zeit wieder mit ihrer Kirche versuchen oder die zum ersten Mal einer ihnen ganz unbekannt Kirche begegnen. Was ihnen widerfährt, entscheidet darüber, ob sie ankommen können.

Mit Wiedereintrittsstellen und Wiedereintrittskampagnen haben wir uns im Kern genau dieser Frage gewidmet: wie Menschen in unserer Kirche ankommen und zu ihr in Verbindung treten können. Diese Frage wird uns weiterhin beschäftigen. Es wird förderlich sein, sich immer wieder auf ihren Kern zu besinnen: Das Willkommen für einen Menschen, der das Gespräch mit Gott sucht und sich dafür sammeln will „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

(4) Wenn wir uns über das Ankommen im Gottesdienst Gedanken machen, gehören auch die Orte dazu: die Räume und Häuser, in denen wir uns versammeln und Gottesdienst feiern. Dieses Thema findet auch außerhalb der Kirchen hohe

Aufmerksamkeit. Darin zeigt sich: Kirchengebäude gehören zum kulturellen Erbe; ihr Geschick ist nicht nur für die Kirche, sondern auch für die Gesellschaft im Ganzen von großer Bedeutung.

Die Berichterstattung über dieses Thema folgt allerdings einer eigentümlichen Gesetzmäßigkeit. In regelmäßigen Abständen berichten die Medien mit Vorliebe über Verkauf, Umwidmung oder gar Abriss von Kirchen. Besonders interessiert man sich dafür, ob es nun soweit sei, dass in Kirchengebäuden Sonnenstudios, Supermärkte oder gar Sexshops eingerichtet würden. Als die „Drei-S-Formel“ bezeichnete eine Tageszeitung kürzlich die Doktrin, nach der die Kirchen solche Nutzungen zu verhindern suchten.

Doch die Verantwortung für unsere Kirchen beschränkt sich nicht auf die Verhinderung von Fremdnutzungen, die mit dem Buchstaben „S“ beginnen. Die Gebäudestatistik führt vielmehr zu überraschenden Ergebnissen. Das Wichtigste vorweg: Die Zahl der Kirchen, die seit 1990 neu errichtet oder wiederhergestellt wurden, ist größer als die Zahl der entwidmeten Kirchen. Heute verfügen wir in der Evangelischen Kirche in Deutschland über weit mehr aktiv genutzte Kirchengebäude als im Jahr 1990.

In den 22 Gliedkirchen der EKD werden derzeit insgesamt 20.857 Kirchengebäude, Kapellen und Gemeindezentren mit Gottesdienstraum gezählt. Seit dem Jahr 1990 wurden 210 Kirchen und Kapellen umgewidmet, vermietet, verkauft oder abgerissen. Das entspricht genau einem Anteil von einem Prozent. 130 Kirchen sind derzeit wegen Baufälligkeit ungenutzt. Doch in derselben Zeit – also in den zwei Jahrzehnten seit 1990 – wurden 75 Kirchen und Kapellen sowie 260 Gemeindezentren mit Gottesdienstraum neu errichtet. Darüber hinaus wurde vor allem im Osten Deutschlands eine große Zahl von Kirchengebäuden für den Gottesdienstgebrauch wieder gewonnen, indem man sie der Baufälligkeit entriß. Die Zahl der Kirchengebäude, die durch Baumaßnahmen wieder instand gesetzt wurden, liegt ungefähr bei 2.000.

Gegenüber dem gängigen Bild kehrt sich der Befund also genau um. Im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland hat die Zahl der nutzbaren und genutzten Kirchengebäude in den letzten zwanzig Jahren nicht abgenommen; sie hat sich vielmehr deutlich erhöht. Schon in diesem höchst handgreiflichen Sinn lässt sich belegen: Wir sind nicht Kirche im Abbruch, wir sind Kirche im Aufbruch. Zu ihm gehört der Aufbau, der im Bereich der kirchlichen Gebäude möglich war, als entscheidendes Element hinzu. In kaum einem Bereich zeigen sich die positiven Auswirkungen der friedlichen Revolution vor zwanzig Jahren so deutlich wie an den Kirchengebäuden.

Gerade im Blick auf diese Frage bestehen freilich auch erhebliche strukturelle Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland. Im Osten Deutschlands stehen 40 Prozent aller Kirchengebäude, aber es leben dort nur 8 Prozent aller Kirchenmitglieder. Die ostdeutschen Kirchen sind, wie Bischof Axel Noack in solchen Zusammenhängen fröhlich erklärt hat, „steinreich“. Wir sind dankbar dafür, dass dieser Reichtum als gemeinsames Erbe und gemeinsame Verantwortung erkannt wird. Die Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland (Stiftung KiBa) ist ein wichtiger Anwalt für diese gemeinsame Verantwortung.

Aber auch in der Gestaltung des Finanzausgleichs zwischen den Landeskirchen sind wir auf dem Weg, diese unterschiedlichen strukturellen Bedingungen verstärkt zu berücksichtigen. Nach der in der Kirchenkonferenz neu verabredeten Regelung des Finanzausgleichs soll in Zukunft neben den Parametern der Mitgliederzahl und des

Finanzaufkommens auch das Ausmaß der Aufgaben in den Blick gefasst werden, die eine Landeskirche zu bewältigen hat. Dabei wird berücksichtigt, dass die Gemeinden in Ostdeutschland im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl ungleich mehr Kirchengebäude und Gemeinden haben. Noch wichtiger ist der Gesichtspunkt, dass in einem nichtchristlichen Umfeld die Aufgaben einer Kirche eben gerade nicht allein von ihrer Mitgliederzahl abgeleitet werden können. Aus der Einsicht, dass wir Kirche in missionarischer Situation sind, wollen wir Konsequenzen ziehen – bis hin zum Finanzausgleich.

Viele Kirchengebäude konnten in den letzten Jahren zurück gewonnen und neu in den Dienst genommen werden. Darin wurde auch eine tiefe emotionale Bindung an die Gotteshäuser des eigenen Orts und der eigenen Region erkennbar. Viele Menschen im Osten Deutschlands haben ihre Verbundenheit mit der „Kirche im Dorf“ durch ihr Engagement beim Wiederaufbau einer Kirche oder bei der Restaurierung einer Kapelle zum Ausdruck gebracht. In erstaunlichem Engagement setzen Ehrenamtliche in großer Zahl viel Zeit und Geld für ihre Kirchengebäude ein. Fördervereine und Kirchbaustiftungen erleben großen Zuspruch. Auch bei Menschen, für die Kirchen zunächst keine Orte der Gottesbegegnung sind, ist die Erwartung, dass sie dort Orientierung finden, nicht verschwunden. Ich wüsste nicht, warum man an diesen oft undeutlichen Wunsch nach Orientierung nicht anknüpfen sollte – in der Hoffnung, dass Menschen sich dadurch für die Botschaft des Evangeliums öffnen. Wenn sich aus dem Mühen um das Äußere einer Kirche auch der Zugang zum Leben der Gemeinde und zur Feier des Glaubens eröffnet, dann findet Ankommen statt.

(5) Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Zukunftswerkstatt in Kassel haben den Kirchenkreis Egel in Mitteldeutschland mit dem Publikumspreis ausgezeichnet. Für diesen Verbund von 124 Kirchengemeinden, in denen insgesamt 33 Pastorinnen und Pastoren tätig sind, wurde ein Gottesdienstleitfaden entwickelt. Diese Gemeindeagende erleichtert es Ehrenamtlichen, auch ohne Pfarrerrinnen und Pfarrer Gottesdienst zu feiern. Auch das ist ein Weg, Kirchengebäude wieder zu gewinnen, die über lange Zeit nicht mit Leben gefüllt werden konnten.

(6) Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes beginnt jeder Gottesdienst. Damit wird ein klares Profil erkennbar. Nicht irgendetwas wird hier besprochen, nicht irgendjemand bezieht hier Position, sondern der Gottesdienst eröffnet die Begegnung mit dem dreieinigen Gott, den die Bibel bezeugt und zu dem sich die Kirche über die Jahrtausende hin bekennt.

Klarheit über diese Perspektive ist in einer religiös pluralen Situation besonders wichtig. Diese Klarheit steht nicht im Widerspruch zum interreligiösen Dialog, sondern bildet für ihn eine unerlässliche Voraussetzung. Partner, die miteinander in guter Nachbarschaft leben wollen, müssen ihre jeweilige Adresse kennen. Die Klarheit, mit der viele Muslime zu ihrem Glauben und dem praktischen Glaubensvollzug stehen, bildet für Christen eine – oft ungewohnte – Herausforderung dazu, auch zum eigenen Glauben ein vertieftes Verhältnis zu finden.

So meldet sich auch die Frage wieder, was es denn heißt, dass sich die christliche Gemeinde „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ versammelt. Es wird wieder Klarheit darüber gesucht, was die christliche Hoffnung über den Tod hinaus bedeutet und wie die überlieferten Deutungen des Todes Jesu

in diesem Zusammenhang zu verstehen sind. Der christliche Glaube kommt in seiner inhaltlichen Bestimmtheit wieder ins Gespräch; gebe Gott, dass viele sich solchen Fragen beherzt und bewusst stellen.

(7) Was in diesem ersten Schritt unter der Überschrift „Ankommen“ anzusprechen war, lässt sich mit einem der Sätze der Verlässlichkeit verbinden, mit denen wir die Zukunftswerkstatt in Kassel abgeschlossen haben. Unter der Überschrift „Unterwegs sein“ haben wir einander die Einsicht weitergegeben:

Kirchen bieten Heimat auf dem Weg in die Zukunft. Von Gott Gutes zu sagen, ist das Herz ihres Dienstes. Musik ist der Klang ihres Trostes, Bildung die rechte Hand ihres Glaubens und Gerechtigkeit die Farbe ihres Engagements. Christen widerstreiten dem Kleinglauben, zurückgehende Ressourcen könnten Kraft und Klarheit des Wortes Gottes schwächen.

II. Sich selbst erkennen

(8) Damit kommen wir zu einem nächsten Schritt im Gottesdienst. Kein Gottesdienst ohne die Bitte um Gottes Erbarmen, kein Gottesdienst ohne Bekenntnis der Schuld. Wer Gottesdienst feiert, stellt sich vor Gott. Wer sich vor Gott stellt, erkennt sich selbst. Was für den einzelnen gilt, gilt auch für die Gemeinschaft der Glaubenden.

Am 1. September dieses Jahres 2009 haben wir uns an den Beginn des Zweiten Weltkriegs vor siebzig Jahren erinnert. Auch wenn die Zahl derer schwindet, die daran noch eigene Erinnerungen haben, ist das Gedenken an diese dunklen Jahre der deutschen Geschichte und ebenso der Geschichte des Christentums in unserem Land eine bleibende Verpflichtung. Die Klarheit, mit der wir uns auf den gerechten Frieden als bestimmenden Maßstab christlicher Ethik verpflichtet haben, hat auch in diesem Erinnern einen Grund.

„Gott hat uns die Waffen aus der Hand geschlagen“ – so hieß ein Ausruf des Erschreckens, nachdem das Ausmaß des Grauens, das von Deutschland aus verübt worden war, von niemandem mehr geleugnet werden konnte. Auch als Kirche taten wir uns schwer damit, aus dieser Einsicht friedensethische Konsequenzen zu ziehen. Immer wieder quälten wir uns damit ab, dass diese Konsequenzen in der „noch nicht erlösten Welt“ und für sie zu ziehen sind. Den Vorrang gewaltfreien Handelns vor allen Mitteln der Gewalt suchten wir – oft im Streit – auf die Wirklichkeit dieser Welt zu beziehen.

Auf diesem Weg sind wir mit der Denkschrift „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ einen großen Schritt vorangekommen. Das zeigt sich beispielhaft daran, dass kirchliche Friedensarbeit und Seelsorge in der Bundeswehr einander heute näher gerückt sind, als das je zuvor der Fall war.

Doch schwere Entscheidungsfragen werden uns auch in Zukunft nicht erspart bleiben. Dabei denke ich ganz besonders an den Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr. Es ist bemerkenswert, dass die Schärfung des Gewissens, die Anwaltschaft für die Nöte der Soldaten und das Drängen auf eine klare Strategie zur Beendigung dieses Einsatzes von der Seelsorge in der Bundeswehr und insbesondere von unserem Militärbischof Martin Dutzmann formuliert werden.

(9) Die Einsichten, die unsere Geschichte uns abverlangt, haben auch Konsequenzen im Innern. Zu ihnen gehört, jeder Haltung in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft entgegen zu treten, die die Schwächsten der Gesellschaft übersieht, schlecht behandelt und unterdrückt. Als Kirche stellen wir uns beharrlich und konsequent dagegen, dass kulturelle, nationale oder religiöse Unterschiede zwischen Menschen zum Anlass von Diskriminierungen gemacht werden. An diesem Thema – und das sage ich bewusst im Jubiläumsjahr der Barmer Theologischen Erklärung – zeigt sich, wie unerlässlich das kirchliche Wächteramt nach wie vor ist.

In unserem Land hat sich ein neues Verhältnis zu Zuwanderung und Integration entwickelt. Doch zugleich sind immer noch viele der Meinung, es gebe Menschengruppen, denen die Eigenschaft „Integrationsunfähigkeit“ als Kennzeichen ihrer nationalen oder religiösen Identität an die Stirn geschrieben ist. In solchen Behauptungen kommen Gefühle von Angst, Hass und Überheblichkeit zum Ausdruck. Als Kirche stehen wir demgegenüber zu der Aufgabe, solche Gefühle zu überwinden, ohne deshalb der notwendigen nüchternen Bestandsaufnahme auszuweichen. Das bleibt eine der großen Aufgaben der Zukunft.

Uns ist das wechselseitige Verstehen der Religionen und ein toleranter Umgang miteinander eine selbstverständliche Verpflichtung. Das erfordert die Bereitschaft, auch schwierige Fragen zu erörtern und die Unterschiede zwischen den Religionen offen anzusprechen. Für Fortschritte in den Beziehungen zwischen den Religionen ist dies unerlässlich.

Wo Bemühungen um Integration an eine Grenze stoßen, liegt das nicht einfach an Herkunft oder Pass, an Hautfarbe oder Religion. Es liegt an persönlichen Bedingungen und sozialen Gegebenheiten. Deshalb halten wir auch im Blick auf die Aufgabe der Integration an einem Grundsatz fest, der in unserer Kirche fundamentale Bedeutung hat. Er heißt: Gebt keine und keinen verloren. Wir treten dafür ein, dass dieser Grundsatz in unserer Gesellschaft insgesamt beherzigt wird.

(10) Ein dunkles Kapitel der jüngeren deutschen Vergangenheit sind die Erfahrungen von Heimkindern in Einrichtungen des Staates, aber auch der Kirchen. An dem Runden Tisch, der diesem Thema gewidmet ist, wird der Versuch unternommen, diese Last aufzuarbeiten und den Opfern gerecht zu werden. Das Zurechtbringen, das Gott verheißt und auf das wir gemeinsam vertrauen, gibt uns die Kraft, schwere menschliche Schicksale mitzutragen und Irrwege einer zurückliegenden Zeit klar beim Namen zu nennen. Über einen großen geschichtlichen Abstand hinweg nehmen Menschen einander neu wahr; sie sehen sich selbst und den anderen im Licht der Vergebung Gottes.

(11) Wir hoffen darauf, dass sich im Licht von Gottes Gnade Schritte ins Freie zeigen. Das gilt auch für den Weg unserer Kirche.

Bei der Zukunftswerkstatt in Kassel habe ich von drei mentalen Gefangenschaften unserer Kirche gesprochen. Ich habe mich dabei zuerst auf die Milieugrenzen bezogen, die unser Kirchesein bestimmen und noch zu selten überschritten werden. Ich habe sodann die Zaghafteigkeit angesprochen, in der wir uns zu unserem Glauben und seiner evangelischen Gestalt bekennen. Ich habe schließlich die Frage aufgeworfen, ob wir in unserer Kirche oft ebenso im Hamsterrad laufen, wie wir das auch um uns her beobachten können. Diese Gefangenschaften vor Gott zu bringen, gehört zum Aufbruch in eine neue Weite und in eine veränderte Mentalität.

(12) Ich füge hinzu: Der Rat der EKD und insbesondere sein Vorsitzender haben in den letzten sechs Jahren Fehler gemacht. Manchmal wurden Entscheidungen zu schnell gefällt, Stimmen übergangen, Widerstände unterschätzt. Manches ahnten wir nur, anderes blieb ungeahnt. Wir haben das ökumenische Miteinander nicht nur, wie es unsere Absicht war, gefördert; wir haben es auch behindert. Wir haben dafür um Verzeihung und um neues Vertrauen gebeten. Ich bin dankbar dafür, dass wir zu diesem neuen Vertrauen auch gefunden haben.

(13) Die Sätze der Verlässlichkeit nehmen auch diesen Aspekt auf; ich stelle deshalb ans Ende dieses Abschnitts den Satz zur Gottesbegegnung:

Christen vertrauen auf Gott, den Schöpfer allen Lebens. Bei ihm suchen sie die Wahrheit über ihr Leben, über Größe und Gebrechen, über Glanz und Grenzen. Christen widerstreiten dem Irrtum, das Leben ohne Gott sei friedlicher und freier, toleranter und lebenswerter.

III. Gott loben

(14) „Die Evangelische Kirche ist eine Kirche der Musik.“ Unter der Überschrift „Kirche klingt“ haben wir dieses besondere Kennzeichen unserer Kirche neu in Erinnerung gerufen. Beispielhaft ist, wie Martin Luther die Verkündigung des Evangeliums bis in seine Lieder hinein als ein „Singen und Sagen“ der guten Nachricht verstanden hat.

Ich will das Lied und die Musik gewiss nicht vereinnahmen oder ihre Bedeutung verengen, wenn ich die Gemütsbewegung, die das Singen und die Musik auslösen, heute mit der Bedeutung unseres Reformprozesses in Verbindung bringe.

(15) Am Anfang standen zwölf Leuchtfeuer. Mit diesen Konkretisierungen in dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ waren deutliche Anhaltspunkte für einen umfassenden protestantischen Aufbruch gegeben. Und sie wurden gesehen, sie wurden diskutiert, sie wurden verarbeitet.

Im Hintergrund stand freilich die Diagnose, dass die evangelische Kirche bei der Fortschreibung bisheriger Trends bis zum Jahr 2030 mit einem deutlichen Rückgang ihrer Mitgliederzahl und ihres Finanzaufkommens rechnen muss. Die Entwicklung, die wir in den letzten Jahren durchlaufen haben, hat diese Diagnose noch keineswegs entkräftet – bei sehr erheblichen regionalen Unterschieden. Dass sie uns nicht in eine Stimmung der Resignation, sondern zu einem neuen Aufbruch veranlasst hat, lässt sich neben anderem mit der unbeirrbareren Zuversicht vieler großer Lieder der protestantischen Tradition in Verbindung bringen, deren eigentümliche Kraft ganz besonders im Paul Gerhardt-Jahr 2007 neu ins Bewusstsein getreten ist.

Die grundlegenden Impulse unseres Reformprozesses haben sich in den letzten Jahren bewährt. Seine Zielsetzungen geben vielen Menschen in unseren Kirchen eine hilfreiche Orientierung. Sie bestätigen die Zielsetzung geistlicher Profilierung statt undeutlicher Aktivität. Sie nehmen die Einladung zur Schwerpunktsetzung statt dem Streben nach Vollständigkeit dankbar auf. Es entwickelt sich der Mut zu beweglicheren Formen statt dem Klammern an vorgegebenen Strukturen. Wir

erleben eine verstärkte Außenorientierung statt einer aufs eigene Milieu begrenzten Selbstgenügsamkeit. Der Zukunftskongress in Wittenberg 2007 und die Zukunftswerkstatt in Kassel 2009 waren Eckpunkte eines vielgestaltigen Diskussionsprozesses.

(16) Vor wenigen Wochen, am 1. Oktober, haben die drei Kompetenzzentren, die im Rahmen des Reformprozesses eingerichtet wurden, mit ihrer Arbeit begonnen. Im Bereich Gottesdienstqualität und Predigtkultur leuchten die Zentren in Wittenberg und in Hildesheim derzeit das Feld der vorhandenen Initiativen aus, um mit ihnen gemeinsam neue Impulse zu setzen. Das Zentrum „Mission in der Region“ mit seinen Standorten Dortmund, Stuttgart und Greifswald steht für ein inneres und äußeres Wachsen der Kirche – in der Intensität, mit der sie das Evangelium ausrichtet, in der Offenheit, mit der sie auf Kirchenmitglieder zugeht, die verlernt haben, etwas von der christlichen Botschaft zu erwarten, und in der Ausstrahlung, mit der sie sich denen zuwendet, die schon lange den Kontakt zum christlichen Glauben verloren haben.

(17) Was jetzt inhaltlich angestoßen wurde und organisatorisch in Gang gesetzt ist, braucht nun Reifezeit und muss sich bewähren. Wenn der Reformprozess dabei eine Tonlage gewinnt, die dem Gotteslob entspricht, wenn er seinen Platz unter der Überschrift „Ich singe dir mit Herz und Mund“ einnimmt, dann werden der Aufbruch unserer Kirche und die Erneuerung ihres Lebens den Menschen zu Herzen gehen und sie innerlich gewinnen.

Unter dem Stichwort „Lebenserneuerung“ halten die Sätze der Verlässlichkeit fest:

Unsere Seele sehnt sich nach der Befreiung aus den Fallstricken der Selbstüberschätzung und der Unverbindlichkeit. Christen vertrauen darauf, dass ihre Freiheit in der Bindung an Christus eine klare Gestalt gewinnt. Sie widerstreiten der Unwahrheit, dass Besitz, Leistung und Konsum allein ein Leben frei und sinnvoll machen könnten.

IV. Sich an Gott wenden

(18) Als Christen schöpfen wir aus dem Gottesdienst Zuversicht, weil wir darauf vertrauen, dass wir nicht durch uns selbst, sondern durch Gott Kraft gewinnen. Diese Kraft können wir nicht erzeugen, sondern wir können sie nur erbitten. Füreinander und miteinander erbitten wir sie im Gebet. Das entlastet uns davon, alles selbst leisten zu müssen.

Deshalb gilt für den Fortgang und das Gelingen des Reformprozesses und des Aufbruchs in unserer Kirche, dass das Vertrauen auf Gott der Anfang von allem ist. Dies wollen wir uns bei allem Elan und aller Freude am Tun immer wieder vergegenwärtigen.

(19) Unter der Überschrift „Innehalten“ heißt es in den Sätzen der Verlässlichkeit:

Der Lärm der Welt macht Menschen taub und stumm vor Gott. Leben aus der Verwunderung über Gottes Gegenwart, Einkehr bei Gott, Atmen mitten im Sturm, Freibleiben in aller Angst – das ist Gebet. Christen widerstreiten der Überheblichkeit, Sinn, Glück und Erfüllung selbst herstellen, ja, sich selbst erlösen zu können.

V. Auf Gottes Wort hören

(20) Kein Gottesdienst ohne das Wort der Heiligen Schrift; kein Gottesdienst ohne biblische Lesung. Dass wir die Bibel aufschlagen und sie nicht als geschlossenes Buch in Ehren halten, ist einer der Impulse, die von der Reformation ausgingen. Dass die Bibel ein Buch aller geworden ist, dass sie in all den Sprachen gelesen werden kann, in denen Menschen auch im alltäglichen Leben miteinander umgehen, gehört zu den Folgen des reformatorischen Aufbruchs. Martin Luther hat die Bibel übersetzt und sie damit der Aura der alten Sprachen und heiligen Bräuche entrissen.

Längst ist diese Errungenschaft der Reformation zwischen den Kirchen nicht mehr strittig. Auch was den Kern der biblischen Botschaft betrifft, haben wir den Weg zu größerer Gemeinsamkeit beschritten. In wenigen Tagen, genau am Reformationstag, blicken wir, eine ICE-Station von Ulm entfernt, auf zehn Jahre Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Evangelische und katholische Kirche stehen in wichtigen theologischen Grundfragen Seite an Seite. Wer nur das Trennende zwischen den beiden großen Konfessionen öffentlich herausstreicht und die Unterschiede zu Konflikten stilisiert, übersieht die fundamentale Tatsache, dass wir gemeinsam auf das eine Wort Gottes hören und es den Menschen zum Heil verkündigen.

Doch noch immer bleiben wir – auch ökumenisch – hinter dem Möglichen zurück. Im Blick auf das Verständnis der Botschaft von der Rechtfertigung allein aus Gnade und allein im Glauben haben wir 1999 verabredet, wir wollten miteinander vertieft auf die biblische Botschaft hören, um so auch das gemeinsame Verständnis ihres Kerns zu fördern. Ganz zu Recht erhoffte man auf diesem Weg Klarheit darüber, dass es sich bei der „Rechtfertigungslehre“ nicht um eine schwer verständliche theologische Konstruktion, sondern um eine elementare Glaubenserfahrung handelt: Das Ja Gottes zu uns geht unserem Ja zu ihm voraus; dass Gott aus dem Himmel zu uns kommt, rückt unsere Frage, wie wir in den Himmel kommen, an den zweiten Platz; dass wir Gottes Anspruch auf unser Leben hören, ist nicht ein Mittel zur Selbsterlösung, sondern ein Zeichen der Dankbarkeit für den Zuspruch, mit dem er uns aus den Verstrickungen unseres Lebens befreit.

(21) Einen solchen Durchbruch zu einem gemeinsamen ökumenischen Hören auf die biblische Botschaft gibt es ganz gewiss an vielen Orten; das öffentliche Bewusstsein hat er jedoch noch nicht erreicht. Das hat viele Gründe. Einer besteht darin, dass die biblischen Texte nicht mehr zu dem Wissensschatz gehören, der jedem, unabhängig von Bildungsgang und Bildungsstand, vertraut ist.

In jedem Gottesdienst sind biblische Texte zu hören; doch eine Begeisterung für die biblischen Texte erwächst daraus selten. Ohne lebendigen Bezug zur biblischen Botschaft aber gibt es keine christliche Identität. Diese Einsicht muss sowohl in den verschiedenen Bereichen kirchlichen Bildungshandelns als auch im Umgang mit biblischen Texten im Gottesdienst beherzigt werden. Zwar sehen viele Glaubenskurse, wie sie in den letzten Jahren für Erwachsenenbildung, Taufvorbereitung und Gemeindegruppen entwickelt wurden, die Vermittlung von Bibelkenntnissen als Schwerpunkt vor; aber solche Initiativen allein werden nicht genügen, um die Bibel wieder ins Gespräch zu bringen.

Unter den Themen der Lutherdekade gewinnt deshalb für mich das Thema für das Jahr 2015 „Reformation – Bild und Bibel“ immer stärker an Bedeutung. Vielleicht

konkretisiert sich auf dem Weg dahin die Absicht, dieses Vorhaben mit einem neuen ökumenischen „Jahr der Bibel“ zu verbinden.

(22) Die Sätze der Verlässlichkeit halten unter dem Terminus „Weitergeben“ Folgendes fest:

Heilige Texte, gewachsene Lehren, gereifte Rituale sind Schätze in irdenen Gefäßen. Ohne Tradition gelingt keine Emanzipation, reine Gegenwärtigkeit ist banal. Christen widerstreiten der Vergesslichkeit; die Schätze des Wissens, des Glaubens und des Tuns weiterzugeben an die nächste Generation, ist ihnen Reichtum, Ehre und Aufgabe.

VI. Auslegen

(23) Im Zentrum des evangelischen Gottesdienstes stehen die Verkündigung und das Hören des Evangeliums, das Gottes Güte und Gerechtigkeit verheißt. Die Verkündigung schließt die Feier der Sakramente ebenso ein wie die Predigt. Dabei bringen „die Sakramente dem Menschen Gottes Zuwendung im Evangelium nicht nur zu Gehör, sondern lassen ihn sehen, schmecken und fühlen, ‚wie freundlich der Herr ist‘“. Die Sakramentsfrömmigkeit hat in unserer Kirche an Bedeutung gewonnen; darin liegt ohne Zweifel ein Wachstum gottesdienstlicher Erfahrung.

Allerdings ginge es an einem entscheidenden Kennzeichen des evangelischen Gottesdienstverständnisses vorbei, wenn man nur noch einen Sakramentsgottesdienst als Gottesdienst im vollen Sinn des Wortes anerkennen und den „Wortgottesdienst“ als eine vergleichsweise eingeschränkte Form des Gottesdienstes ansehen würde. So sehr die Verkündigung des Wortes und die Feier der Sakramente als hörbares und sichtbares Wort in einem unlösbaren inneren Zusammenhang stehen, so sehr ist Gottes Wort doch auch als hörbares Wort vollgültig gegenwärtig und wirksam.

Glaube ist im evangelischen Verständnis angeeigneter und in diesem Sinn verstandener Glaube; deshalb behält die Verkündigung des Evangeliums, seine Auslegung in der Predigt für den evangelischen Gottesdienst einen herausragenden Rang.

Man kann sich das exemplarisch an dem protestantischen Geburtstagskind des Jahres 2009, dem Reformator Johannes Calvin, verdeutlichen. 4000 Predigten hielt er allein in seinen Genfer Jahren (1541-1564). Sie bildeten für ihn das entscheidende Instrument dafür, dass Menschen bei der Heiligen Schrift in die Schule gingen. Dazu stellte er fest: „Es kommt niemand auch nur zum geringsten Verständnis rechter und heilsamer Lehre, wenn er nicht zuvor ein Schüler der Heiligen Schrift wird“ (Institutio I.6,2).

Von der gottesdienstlichen Predigt ausgehend, nimmt die Übersetzung des Evangeliums in unsere Welt vielfältige Formen an. Auch das Wirken der Kirche in die Gesellschaft hinein wird dann zu einer Form indirekter Predigt, wenn es sich in einer erkennbaren Weise am biblischen Wort orientiert und die biblische Botschaft mit den Problemen unserer Gegenwart verknüpft.

An herausgehobenen Themen haben wir in der jüngsten Vergangenheit versucht, unsere Position zu gesellschaftlichen und politischen Fragen nicht nur implizit,

sondern ausdrücklich auf der Grundlage der biblischen Botschaft zu formulieren. Ich möchte drei Themen besonders hervorheben, die den Rat der EKD in der jüngsten Vergangenheit intensiv beschäftigt haben: Die menschengerechte Gestaltung der Arbeitswelt, Fragen des Klimawandels und schließlich die Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise. Alle drei Themen stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang miteinander.

(24) Zunächst die menschengerechte Gestaltung der Arbeitswelt. „Gedenke des Feiertags, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht der Fremdling, der in deiner Stadt lebt“ (2. Mose 20, 8-10). Das dritte Gebot bildet den Horizont für die Auseinandersetzungen um den Sonntagsschutz, die derzeit am Beispiel des Berliner Ladenöffnungsgesetzes das Bundesverfassungsgericht erreicht haben. Gemeinsam haben die Kirchen einer Aushöhlung des Sonntagsschutzes widersprochen, die sich beispielhaft daran zeigt, dass nach den Berliner Bestimmungen die Öffnung der Geschäfte an Sonntagen in der Adventszeit nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel ist. Nicht nur bei den Gewerkschaften, sondern auch im Deutschen Olympischen Sportbund hat der Vorstoß der Kirchen deutliche Unterstützung gefunden. Wir sehen im Eintreten für die gemeinsame kommerzfreie Zeit, für die Zeit der Besinnung und des Gottesdienstes einen Dienst an unserer ganzen Gesellschaft. Das Gebot, die Arbeit zu unterbrechen und gemeinsam inne zu halten, kommt auch heute der Gesellschaft und ganz besonders den Familien zu Gute.

Ein heftig umstrittenes Thema aus dem Bereich des Arbeitsrechts ist die Frage nach der Lohngestaltung im Niedriglohnbereich. Eine neue Veröffentlichung der Kammer für soziale Ordnung hat sich dem Für und Wider von Mindestlöhnen zugewandt; sie findet einen gemeinsamen Maßstab darin, dass sie tarifvertraglichen Regelungen einen Vorrang vor Mindestlöhnen zuerkennt, diese also auf eine subsidiäre Funktion beschränkt sehen will. Dass „ein Arbeiter seines Lohnes wert“ ist (Lukas 10, 7; 1. Timotheus 5, 18) und durch seine Arbeit das tägliche Brot erwerben soll, ist eine biblische Grundüberzeugung. Dass einer, der arbeitet, durch sein Einkommen auch ein zureichendes Auskommen haben soll, ist deshalb eine klare Forderung der christlichen Ethik. Für sie bildet die Bitte um das tägliche Brot den Horizont der Frage nach dem gerechten Lohn. Sie behält im Sinn, dass die Ordnung der Gottesherrschaft alle Unterschiede nach Leistung und Lohn hinter sich lässt, wie das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg verdeutlicht (Matthäus 20, 1-16).

(25) Sodann der Klimawandel. „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen“ (Psalm 24,1). Damit hält die biblische Poesie fest, dass die Erde nicht menschlicher Willkür ausgeliefert ist. Gottes Gabe steht auf dem Spiel, wenn die durchschnittliche Temperatur auf dem Globus sich in einer Weise erwärmt, die nicht mehr aus natürlichen Schwankungen erklärt werden kann, sondern durch die Emission von Treibhausgasen mit verursacht ist.

Dass es nicht zureicht, den Klimawandel aus der Perspektive reicher Industriestaaten zu betrachten, verdeutlicht die Denkschrift, in der wir den Zusammenhang von verantwortlicher Klimapolitik und nachhaltiger globaler Entwicklung erörtern. Diese Denkschrift trägt den Titel: „Umkehr zum Leben“. Sie nimmt die Mahnung auf, die im Römerbrief des Paulus an zentraler Stelle begegnet: „Stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, damit ihr prüfen

könnt, was Gottes Wille ist“ (Römer 12,2). Umkehr ist nötig, aber sie ist auch möglich – so heißt die zentrale Aussage dieser Denkschrift.

(26) Schließlich die Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise. Von einem „Riss, wenn es beginnt zu rieseln an einer hohen Mauer“, spricht der Prophet Jesaja (Jesaja 30,13). Dieses Wort hat der Rat der EKD aufgegriffen, um seinen Einspruch gegen maßloses Gewinnstreben auf Kosten der Allgemeinheit einzulegen. Die Veränderungen, die wir für nötig halten, nehmen die politischen Institutionen ebenso in die Pflicht wie die wirtschaftlichen Akteure. Wir beharren ferner darauf, dass für die notwendige Kurskorrektur die Verantwortungsbereitschaft der einzelnen ebenso erforderlich ist wie eine Veränderung der Mentalitäten und Einstellungen, die dem Ausleben der Gier freien Lauf lassen. Ein neuer Dialog über ein zukunftsfähiges und nachhaltiges Wirtschaften in Zeiten der Globalisierung ist unerlässlich; ihn wollen wir anstoßen.

(27) Biblische Impulse prägen unser Nachdenken über diese drei Themen. „Nachhaltigkeit“ ist das Stichwort, unter dem sie sich miteinander verbinden. Nachhaltige Strukturen fordern wir für die Arbeitswelt, in der Menschen nicht nur als „Humankapital“ genutzt, sondern in ihrer Würde geachtet werden. Einen nachhaltigen Umgang mit der Umwelt halten wir für nötig, damit auch die Generationen nach uns in der uns gegebenen Natur die Gabe des Schöpfers wahrnehmen und verantwortlich gebrauchen können. Wir fordern Nachhaltigkeit in der Gestaltung der Finanzmärkte und der Wirtschaft, weil die Missachtung dieses Prinzips im Ergebnis Ressourcen in einer unververtretbaren Weise vergeudet. Es geht uns darum, den Sozialstaat zu bewahren und die kommenden Generationen vor Hypotheken zu schützen, die sie nicht tragen können.

In den Sätzen der Verlässlichkeit heißt es dazu: *Der Appetit der Gegenwart darf nicht zum Hunger der Zukunft werden. Christen stehen ein für eine Welt, in der auch Kinder und Enkel noch leben können – schuldenfrei, lastenleicht, unverbaut. Sie widerstreiten der Hoffnungslosigkeit, dass Bescheidenheit, Entschleunigung, Nachhaltigkeit in einer wachstumshörigen Welt unmögliche Tugenden seien.*

VII. Bekennen

(28) Dieses Jahr 2009 ist in der Dekade, die auf das Reformationsjubiläum hinführt, dem Thema „Reformation und Bekenntnis“ gewidmet. Das ist ein besonderer Grund, über den Ort des Bekenntnisses im Gottesdienst nachzudenken. Die Anregung des Evangelischen Gottesdienstbuchs, das Glaubensbekenntnis nicht bereits auf die Lesung des Evangeliums, sondern erst auf die Predigt folgen zu lassen, wird bisher nach meinem Eindruck vergleichsweise selten aufgenommen. Während im einen Fall das Bekenntnis des Glaubens unmittelbar auf das biblische Wort folgt, ruft im andern Fall das verkündigte und ausgelegte Wort das antwortende Bekenntnis hervor. Wenn es bisher auch erst selten bemerkt wird – der Vorschlag, dem Glaubensbekenntnis den Ort nach der Predigt zuzuweisen, hängt mit der Frage zusammen, ob wir unseren Gottesdiensten eine missionarische Wirkung zutrauen oder nicht.

Nicht nur für den Gottesdienst gilt: Wir dürfen uns nicht nur an die wenden, die ohnehin schon immer da sind. Wir dürfen uns nicht damit zufrieden geben, dass wir

die Treuen haben – seien es viele oder wenige – , die sich am Gemeindeleben beteiligen und auf Gottes Wort hören. Vielmehr wollen wir gemeinsam mit ihnen nach außen gehen. Gemeindegewachstum heißt nicht, die gering zu achten, die sich treu zur Gemeinde halten, sondern sie als Botschafter des Evangeliums zu verstehen, so dass die Gemeinde mit ihnen und mit ihrer Hilfe über sich hinaus wächst. Vor genau zehn Jahren beschrieb Eberhard Jüngel das vor der Synode der EKD als eine Haltung, die sich unmittelbar aus dem Herzschlag der Kirche ergibt. Damals, 1999 in Leipzig, sprach er davon, eine Kirche, die ihre missionarische Dimension vernachlässige, habe Herzrhythmusstörungen. Völlig eingespielt hat der Rhythmus sich noch nicht.

(29) Das Evangelium wendet sich immer auch nach außen. Es richtet sich an die Menschen, die noch nicht von ihm erreicht sind. Doch nicht alles, was in der Kirche geschieht, ist Mission. Und die Debatte über die heute richtigen und gebotenen missionarischen Initiativen ist noch längst nicht ausgestanden.

In den zurückliegenden Monaten gab es für unsere Kirche besondere Gründe dafür, sich zum Thema Mission zu äußern. Wir werden nach unserer Haltung zu evangelikalen Missionskonzepten gefragt. Und Vertreter der evangelikalen Bewegung fragen, ob sie in ihrem Bemühen, das Evangelium weiterzutragen, kirchliche Unterstützung finden.

Es gibt nach meiner Überzeugung einen Gesichtspunkt, der dem möglichen Streit über angemessene Methoden missionarischen Handelns deutlich vorgelagert ist. Es ist die Frage nach der Freiheit der Religionsausübung auf der ganzen Welt. Dies trat deutlich hervor, als im Nordjemen eine Koreanerin und zwei Frauen aus Deutschland entführt und ermordet wurden; eine fünfköpfige Familie aus Deutschland und ein englischer Entwicklungshelfer befinden sich dort seit vielen Wochen in der Hand von Entführern. In manchen Medien wird ihnen ein Vorwurf daraus gemacht, dass sie ihren Glauben bezeugt haben. Darüber hinaus werden sie auch noch mit sogenannten „Märtyrern“ in einem islamisch-fundamentalistischen Verständnis verglichen. Dem haben wir deutlich widersprochen.

Wenn Menschen heute aus Glaubenstreue in den Krisengebieten unserer Welt Dienst tun, wenn sie sich in Krankenstationen und Flüchtlingslagern, in Elendsvierteln und Notunterkünften für andere einsetzen, bezeugen sie ihren Glauben. Wenn sie darüber Auskunft geben, was sie bewegt, nehmen sie ihre Religionsfreiheit in Anspruch. Den Schutz der Religionsfreiheit fordern wir in solchen Fällen deshalb ein, weil sie zu den elementaren Menschenrechten gehört. Wo Menschen um Leib und Leben bangen müssen, treten wir für den Schutz des Lebens ein; er verträgt keinerlei Einschränkung. Problematische Formen von Mission und unklare Verknüpfungen zwischen Entwicklungszusammenarbeit und Mission müssen erörtert werden; aber es ist in diesem Zusammenhang irreführend, evangelikal motivierte Missionsbemühungen generell als „fundamentalistisch“ zu bezeichnen. Darüber, dass es problematische Bestrebungen gibt, besteht für mich kein Zweifel; Ziele und Wege von „Jugend mit einer Mission“ beispielsweise mache ich mir ausdrücklich nicht zu Eigen. Doch solche Diskussionen dürfen sich nicht mit dem Missverständnis verbinden, als würde durch sie das Eintreten für den Schutz des Lebens und für die Wahrung der Religionsfreiheit in irgendeiner Weise relativiert.

(30) Den Glauben zu bekennen, heißt, von dem Vertrauen zu erzählen, aus dem der Glaube lebt. Dazu hält einer der Sätze der Verlässlichkeit fest:

Vertrauen ist das wahre Kapital jedes Zusammenlebens. Christen setzen sich dafür ein, dass dieses Kapital als `Stiftung für das Leben´ von niemandem leichtfertig verzehrt wird. Sie widerstreiten dem Irrtum, dass kleine Vertrauensbrüche keinen großen Schaden anrichten.

VIII. Andere vor Gott stellen

(31) Vor einem guten Monat besuchte eine Delegation des Rates der EKD Nord- und Südkorea. Unser Reiseplan war umstritten. Nordkorea Aufmerksamkeit zu schenken, bedeute dem Regime in Pjöngjang Anlässe zur Propaganda zu bieten – so hieß der Einwand. Bei einem derart kurzen Besuch in einem hermetisch abgeriegelten Land wird man entweder nur die (Vor-)Urteile derer wiederholen können, die sich ihre mehr oder weniger eigene unabhängige Meinung über das Land gebildet haben; oder man wird der Inszenierung auf den Leim gehen, die von den Machhabern präsentiert werden – so hieß unsere eigene Besorgnis. Wir haben Nordkorea verlassen, ohne uns über das Ausmaß von Unfreiheit und Unterdrückung irgendwelche Illusionen zu machen.

Aber wir konnten uns nicht vorstellen, wie wir zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer in Berlin nach Korea fahren und das geteilte Land nur aus der südlichen Perspektive wahrnehmen sollten! Für jedes Mitglied unserer Delegation wird es unvergesslich sein, wie wir uns der Demarkationslinie am 38. Breitengrad sowohl von der nördlichen als auch von der südlichen Seite näherten; aber einen Übergang gab es nicht. Für uns führte der einzige Weg von Nord nach Süd über die weit entlegene chinesische Hauptstadt Peking.

Doch gerade dadurch konnten wir im Gedenken an die Teilung Deutschlands und deren Überwindung vor zwanzig Jahren eine Brücke schlagen. Beschämt stellen wir dabei fest, wie intensiv viele Koreaner auf eine Wiedervereinigung hoffen. Wie viel verhaltener war diese Hoffnung vor 1989 in Deutschland! Unsere schüchternen Hoffnungen wurden erfüllt, weit über unser Bitten und Verstehen hinaus. Was können wir anderes tun, als den Hoffnungen der Menschen in Korea unsere Stimme zu leihen?

In der ersten Novemberwoche wird es eine direkte Begegnung zwischen nord- und südkoreanischen Christen geben, neben die eine ökumenische Konsultation treten soll. Wir wollen diese Ereignisse mit unserer Fürbitte begleiten. Diese Fürbitte, für die das Kirchenamt der EKD Anregungen bereitstellt, wird, so hoffe ich, als ein wichtiges Zeichen der Verbundenheit zwischen Deutschland und Korea verstanden werden. Denn die andauernde Teilung im einen und die überwundene Teilung im andern Fall stiften zwischen Deutschland und Korea eine weltweit einzigartige Verbindung.

(32) Die Erinnerung an die friedliche Revolution und den Fall der Mauer vor zwanzig Jahren hat unsere Reise nach Korea motiviert und sie besonders geprägt. Aber natürlich lässt uns diese Erinnerung vor allem auf unser eigenes Land blicken. In großer Dankbarkeit feiern wir das Geschenk von Freiheit und Einheit; wir wissen uns denen verbunden, die damals den Geist der Veränderung und die Absage an die Gewalt aus den Kirchen auf die Straßen und Plätze trugen. Wir wissen zugleich: Auch zwanzig Jahre nach dem Geschenk einer Einheit in Freiheit erfüllt das Zusammenwachsen von Ost und West noch nicht die Erwartungen, die die

Menschen seinerzeit beflügelten. Auch zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer sind noch immer nahezu zwei Drittel der Ostdeutschen davon überzeugt, dass die Unterschiede zwischen Ost und West größer sind als die Gemeinsamkeiten. 42 Prozent der Ostdeutschen haben das Empfinden, Bürger zweiter Klasse zu sein. Jeder vierte Ostdeutsche fühlt sich als Verlierer. Genauso wie Korea braucht auch das eigene Land unser Gebet.

(33) In den Sätzen der Verlässlichkeit heißt es unter der Überschrift „Zusammensein“:

Eine Gesellschaft lebt aus Quellen, die sie dankbar annehmen und weiter entwickeln, aber nicht selbst hervorbringen kann. Christen halten die Quelle des Mitgefühls, des Engagements und der Verantwortlichkeit lebendig: es ist die Gemeinschaft mit Gott. Sie widerstreiten dem Kleinmut, dass der Einsatz für die Würde des Menschen, für die Solidarität mit den Schwachen und für die Bewahrung der Schöpfung vergeblich sei.

IX. Als Gesegnete aufbrechen

(34) Jeder Gottesdienst endet mit einer Wegzehrung für die ganze Woche. „Geht nun hin!“ – mit dieser Sendung verbindet sich die Zusage des Segens. Wir erbitten nicht nur Segen, wir erfahren ihn auch. Segen haben wir vor zwanzig Jahren erfahren, als die friedliche Revolution gelang. Segen haben wir erfahren in dem gemeinsamen Weg unserer Kirche seitdem. Segen haben wir erfahren in der gemeinsamen Arbeit des Rates der EKD, über dessen Tätigkeit in den letzten Monaten ich Ihnen berichtet habe. Wir erbitten Gottes Segen für die, die in einer nächsten Amtszeit für die Geschicke unserer Kirche eine besondere Verantwortung tragen werden. Gerne geben wir das Begonnene in die Hände derer weiter, denen Sie in den nächsten Tagen die Verantwortung übertragen werden.

(35) Segen ist ein Hoffnungswort. Eine gottesdienstliche Gemeinschaft ist eine Hoffnungsgemeinschaft. Jeder Gottesdienst endet mit der Wendung zur Zukunft. Der letzte noch zu zitierende Satz der Verlässlichkeit steht im Zeichen dieser Hoffnung und trägt den Titel: „Hoffnungsleben“. Mit ihm will ich diesen Bericht beschließen:

Hoffnung ist der Halt eines festen Herzens. Christen bezeugen Gott als Grund und Ziel aller Hoffnung, als „Schutz und Schirm vor allem Argen, als Stärke und Hilfe zu allem Guten“. Sie widerstreiten der Verzagtheit, die sichtbare, vermessbare Welt sei die einzig wahre Welt.